

# Kuckuck

## 1

Der Baum ist aus Eiche wie der Schrank, sagte Herr Dober. Ich wollte ihm das glauben, als er da im Schatten dicht am Baumstamm stand und über die Rinde strich. Ich wusste aber nicht, welchen Schrank er meinte. In seinem Zimmer gab es nur ein Regal aus Spanplatten.

Sie haben mich in der Nacht aus dem Wald geholt, sagte er später, als er im Laub einen Fuß vor den anderen setzte. Das Laub raschelte lauter als sein schwerer Atem. Therese hat mich so fest am Arm gepackt, dass ich geschrien habe. Das hast du nun davon, hat sie laut gesagt und mir ihre Fackel knapp vors Gesicht gehalten.

Er sagte, ich bin lange in einer Mulde gegessen, und ich hab so gefroren in der Weste, weil sie mir zu groß war. Oder weil ich so Hunger gehabt habe. Aber ich habe nur daran gedacht, was die Mutter mit mir macht, wenn sie mich findet. Oder noch schlimmer, wenn Therese mich zuerst findet. Dann sagte er nichts mehr, sein Atmen wurde so laut wie das Rascheln. Er zitterte stark, aber er ging weiter langsam bergauf.

Die ältere Pflegerin hatte mir gesagt, dass er sich über den Garten beschwert hatte, der sei viel zu klein, er könne ja nicht den ganzen Tag zwischen Stiefmütterchen im Kreis laufen. Sonst hat sich noch nie jemand beschwert, hatte sie hinzugefügt. Vielleicht können Sie ihm ja endlich erklären, warum das so gefährlich ist, weiter zu gehen.

Seine Schuhe waren schwarz und klobig, sie schienen ihm zu schwer zu sein, um sie zu heben. Gesundheitsschuhe mit

Klettverschlüssen, hatte mir sein Zimmernachbar erklärt, etwas anderes darf er nicht tragen. Die sind viel praktischer, wenn man seine Schuhe nicht mehr alleine schnüren kann, aber immer auf dem Gang und im Garten herumläuft wie Herr Dober. Wobei dem ja auch nicht auffallen würde, wenn er in Filzschlappen herumlaufen würde, hatte der Zimmernachbar noch gesagt. Herr Dober war neben ihm gestanden und hatte genickt. Als der Nachbar seine Tür wieder hinter sich geschlossen hatte, hatte Herr Dober gesagt, der ist ein bisschen schwierig, er erzählt immer solche Sachen.

Horch, sagte Herr Dober und blieb mitten auf dem Weg stehen. An seiner Hose war knapp unter der linken Kniekehle ein einzelnes Blatt hängen geblieben. Grün, aber an den Rändern schon eingetrocknet und gekräuselt. Ich hörte den Wind durch die trockenen Äste fahren, ich hörte die Äste knacken, auf der Straße unter uns fuhr ein Auto zu schnell vorbei. Kuckuck, sagte er. Ich lauschte wieder, aber es war nur der Wind zwischen den Stämmen. Kuckuck, Kuckuck, wiederholte er leiser. Da hörte ich es auch, ein ganz schwaches, dunkles Rufen, das aber gleich wieder verstummte, sodass ich mir nicht sicher war, ob ich es mir nicht nur eingebildet hatte.

Herr Dober hob seine Füße in den schweren Schuhen. Keuchend blieb er stehen, wandte sich zu mir um und sagte, es geht nicht weiter. Ich trat neben ihn und wischte mit der Schuhspitze die trockenen Blätter zur Seite, bis ich zur schwarzen Erde kam. Es geht nicht weiter, an dieser Stelle geht es nie weiter, sagte er.

Die Pflegerinnen schauten nicht zu oft und nicht zu genau hin, ob er im Garten blieb. Sie hatten zu viel zu tun. Sie mussten auf die aufpassen, die auf dem Gang ausrutschten, die ständig nach den Schwestern riefen und ihre Saftbecher umwarfen. Sie mussten Protokolle schreiben und Verordnungen befolgen.

Nachts ist es viel einfacher, weiter zu kommen, meinte Herr Dober. Aber man muss besser horchen und warten können. Wenn man nicht wartet, kann es passieren, dass Therese einen schon vor der Hintertür abpasst und fest in den Arm zwickt und ins Bett zurückschickt. Und es ist wichtig, langsam und aufmerksam zu gehen, damit man nicht zu weit geht, meinte er, bis zum Zaun. Zum Zaun darf man nicht gehen, das ist schlimmer als von Therese erwischt zu werden.

Ich nickte, auch wenn ich nicht wusste, wo sich der Zaun befand. »Wir sollten umkehren«, sagte ich. Er schaute einen Moment lang den Hügel hinauf, kniff die Augen zusammen, als könne er zwischen den Stämmen etwas erahnen, den Zaun vielleicht. Dann wandte er sich um, mit hängenden Schultern ging er mir voraus in Richtung Heim. Ich folgte seinen Fußspuren und fragte mich, ob bergab gehen nicht noch gefährlicher war als bergauf gehen. Als hätte er meine Gedanken gehört, wurde er noch langsamer. Ich stieß beinahe mit ihm zusammen. Er atmete angestrengt, ich hörte, wie der Atem in seinem Hals kratzte.

## 2

Das erste Mal traf ich ihn, als ich aus dem Wald kam. Es nieselte, ich hatte die Kapuze meiner Jacke in die Stirn gezogen und wollte schnell nach Hause. Im Wald war ich den Trampelpfad gefolgt. Ich hatte die feuchte Rinde und die Nadeln und die Ruhe gerochen. Ich hatte nicht mehr nachgedacht.

Ich bemerkte ihn nicht gleich, als ich mit schnellen Schritten an der überdachten Haltestelle vorbeiging, aber er rief laut, Entschuldigen Sie. Ich fühlte mich nicht angesprochen, wieder rief er, Entschuldigung. Ein alter Mann wartete auf

der Bank, die Cordhose bis zu den Knien mit Schlamm bespritzt, eine dünne Jacke, die offen stand, darunter ein braungrüner Wollpullover.

Können Sie mir bitte sagen, wann der nächste Bus in die Stadt fährt? Er sprach auf die Straße hinaus und sah an mir vorbei, als ich stehen blieb. Am Haltestellenschild neben dem Wartehäuschen hing der Fahrplan. In zehn Minuten, sagte ich.

Ich weiß nicht, ob ich so lange warten will, sagte er und schob seine Schuhspitzen zusammen und auseinander. Ich sollte gar nicht in die Stadt fahren, sagte er. Es ist nicht erlaubt, allein in die Stadt zu fahren. Es ist nicht direkt verboten, aber es wird nicht gerne gesehen. Er nestelte in seiner Jackentasche herum, außerdem habe ich kein Geld dabei.

Wo kommen Sie denn her?

Er antwortete nicht. Das Seniorenheim war nur ein paar Häuser weiter, ich überlegte, schnell hinüberzulaufen und Bescheid zu sagen, dass er hier war. Ein Auto fuhr vorbei, er blickte ihm die Straße hinunter nach. Ich sah auf die Uhr. Warten Sie kurz hier.

Ich laufe nicht weg, sagte er. Früher bin ich oft weggelaufen, aber jetzt nicht mehr. Er klang nicht traurig. Immer noch sah er an mir vorbei auf die Straße.

Soll ich Sie zurückbringen, fragte ich.

Wohin, wollte er wissen und zog seine Jacke zusammen. Ach, ins Heim, meinen Sie. Nein, das schaffe ich schon allein.

Er tat mir leid, ich fragte ihn, ob ich ihm das Geld für den Fahrschein geben sollte. Er schüttelte den Kopf. Ich trat näher heran und zog die Kapuze vom Kopf.

Frau Hellinger hat beim Mittagessen davon gesprochen, dass sie letztens in der Stadt war. Sie hat Kuchen gegessen und ihre Enkelkinder gesehen. Eigentlich will ich gar nicht in die Stadt, sagte er.

Die hohen Ginsterhecken, die schmiedeeisernen Zäune und grau verputzten Mauern hinter der Bushaltestelle verbargen die Einfamilienhäuser. Das nächste Kaffeehaus war zu Fuß mindestens zwanzig Minuten entfernt und der Supermarkt kaum näher. Hinter Mauern und Hecken standen Neubauten, die mit Säulen oder Balkonen individuell wirken sollten und doch gleich aussahen.

Ich glaube nicht, dass schon mal jemand allein in die Stadt gefahren ist, sagte er, aber sie haben Angst davor, denn sie erwähnen es so oft, dass man das nicht machen soll. Aber was soll ich schon in der Stadt.

Möchten Sie lieber woanders hin? Ich sah auf meine Schuhe hinunter, deren Spitzen ganz abgerieben waren. An der ausgefransten Hose hing eine Klette. Vielleicht sah ich ein wenig verwaorlost aus.

In den Wald möchte ich, sagte er. Aber da muss ich über den Parkplatz, hinaus auf die Straße, eine Straße überqueren, drei Kehren den Hügel hinauf, bevor der Weg in den Wald abbiegt. Und im Wald geht man zu leicht verloren, sagt Frau Wagner. Er hob seinen rechten Fuß und zeigte mir seine Schuhsohle, die kaum Profil hatte.

Was wollen Sie im Wald?

Dort ist es ruhig. Dort findet mich keiner.

Mich auch nicht, sagte ich.

Ich setzte mich neben ihn. Er rückte zur Seite und wischte sich mit der Hand über die Hose, strich sie glatt.

Wir sahen in den Nieselregen. Ich dachte an das steile Wegstück weit oben, wo ich beim ersten Mal geglaubt hatte, dass der Weg endete. Aber ich musste nur unter den tiefhängenden Fichtenästen durch, dann verlief der Weg noch schmaler als zuvor nach oben.

Der Bus hielt vor uns, niemand stieg aus, wir nicht ein. Ich hatte das Gefühl, dass der Busfahrer noch einen Moment auf

uns wartete. Dann schlossen sich die Türen wieder, und der Bus fuhr los.

Sie wollen auch nicht in die Stadt, stellte er fest.

Nein, ich bringe Sie zurück, sagte ich. Ich war mir nicht sicher, ob er von selbst ins Heim zurückgehen würde. Es konnte sein, dass er noch stundenlang hier saß, in den Nieselregen sah und einen Bus nach dem anderen vorbeifahren ließ. Ich wunderte mich, warum niemand nach ihm suchte, mittlerweile waren doch schon einige Minuten vergangen.

Wir könnten auch in den Wald gehen, sagte er, rascher und lebhafter als zuvor. Ich kenne mich aus im Wald, dort möchte ich bleiben. Die ganze Nacht. Er musterte mein Gesicht, ich wich seinem Blick aus.

Im Wald kann man nicht bleiben, sagte ich.

Im Wald ist es kalt, aber ich kann mich verstecken, dort kenne ich mich aus, sagte er wieder.

Dafür ist es heute zu spät. Aber ein anderes Mal gehe ich gerne mit Ihnen.

Dann gehen wir zurück, antwortete er. Er stand auf und hielt seine Jacke mit einer Hand vorne zusammen, ich sah, dass der Zipf unten ausgerissen war. Ich zog mir meine Kapuze wieder über den Kopf und wir gingen nebeneinander her, an den versperrten Gärten vorbei bis zum Parkplatz vor dem Seniorenheim. Dort blieb er stehen, fragte mich nach meinem Namen und sagte mir, dass er Dober heiße, wie der Hund, nur ohne Mann. Ich verabschiedete mich von ihm und versprach, ihn besuchen zu kommen. Er nickte. Ich war mir nicht sicher, ob er mir glaubte. Ich wiederholte, dass ich bestimmt kommen würde, übermorgen, da war Samstag, und ich hatte Zeit. Ich dachte mir, dass ich wirklich vorbeikommen und ihn besuchen könnte, und sei es nur, um sicherzugehen, dass er nicht wieder allein an der Bushaltestelle saß.

Er nickte nochmals, ließ seine Jacke los und ging auf die

Eingangstür des Heims zu. Ich sah ihm nach, die Schiebetür öffnete sich vor ihm, er trat in das hell erleuchtete Foyer ein, ging an einer hohen Topfpflanze vorbei. Dann schloss sich die Tür wieder, und im Gang schien es düsterer zu werden. Ich sah auf meine Uhr und blieb dennoch auf dem Parkplatz stehen. Ich hatte vergessen, wohin ich wollte.

### 3

Zwischen den Farnwedeln war nur die Schnauze des Fuchses zu erkennen. Seine Augen musste ich mir vorstellen und die Vorderpfoten bildete ich mir wohl nur ein. Herr Dober legte den Zeigefinger auf die Schnauze und sagte, das ist wahrscheinlich nicht das interessanteste Buch, das ich habe. Man sieht die Tiere kaum. Aber manchmal vergesse ich, welches Tier auf dem Bild zu sehen ist, sitze minutenlang davor und muss es suchen.

Er zog den Bildband zu sich, blätterte vor und zurück. Auf dem Regalbrett über uns standen noch ein paar weitere dicke Bildbände, auf einem der Rücken stand »Am Amazonas«, auf einem anderen »Die letzten Bären«. Sie waren die einzigen Bücher in Herrn Dobers Zimmer.

So oft habe ich noch keinen Fuchs gesehen, sagte er, viel seltener als man glauben würde. Die meisten Leute denken, wenn man viel im Wald ist, sieht man oft Füchse. Früher haben sie auch geglaubt, dass es überall Wölfe und Bären gibt. Dass das Gefährlichste am Wald ist, dass einen ein Bär fressen könnte. Die Leute haben eine falsche Vorstellung vom Wald. Sie glauben, dass sie dauernd auf Vögel und Eichhörnchen und Rehe stoßen müssten. Dabei sind sie viel zu laut, wenn sie durch den Wald gehen. Sie unterhalten sich, sie rufen einander, sie steigen auf trockene Zweige und fallen über

Wurzeln. Außerdem gibt es keine Bären mehr. Vielleicht waren es auch nur Geschichten, dass es bei uns nach dem Krieg noch welche gegeben hat. Er strich über die Fuchsschnauze. An das erste Mal, als ich einen Fuchs gesehen habe, kann ich mich noch gut erinnern.

Auf der Anrichte zischte der Wasserkocher. Ich goss das Wasser in die abgeschlagene Teekanne. Er hatte sie von zu Hause mitgebracht, die aus dem Speisesaal durften sie nicht mitnehmen.

Es war an einem Abend, als ich schon zu Hause sein hätte müssen, sagte er. Ich habe mich beeilt und bin quer zwischen Bäumen auf dem kürzesten Weg zu unserem Haus gelaufen. Da habe ich ein lautes Knacken gehört und bin stehen geblieben. Es muss ein Vogel gewesen sein, der hochgeflogen ist, oder es war einfach nur ein Ast, der abgebrochen ist. Ich habe nach oben geschaut, nichts erkennen können, dann wieder nach unten, zwischen die Bäume, und da ist der Fuchs gestanden und hat mich beobachtet. Ganz ruhig ist er da gestanden. Er war kleiner, als ich mir einen Fuchs vorgestellt hatte. Kaum größer als ein Dackel, nur ein bisschen größer. Aber viel kleiner als ein Schäferhund. Er hat mich angesehen, als würde er darauf warten, wer von uns zuerst wegläuft. Er ist in den Wald davongesprungen. Ich bin dann viel zu spät nach Hause gekommen, Therese hat gesagt, dass ich mich nicht wundern brauche, wenn mich die Soldaten einfangen, so spät darf man nicht draußen sein. Ob sie ihren Soldaten geschickt hätte, um mich zu fangen, weiß ich nicht.

Er schlug den Bildband zu, stellte ihn ins Regal zurück und sah nach draußen. Der Nebel hing über den Häusern, sodass ich nicht hätte sagen können, ob es noch oder schon dämmerte. Ich musste gähnen, am Gang draußen hörte ich ein Klirren. Jemand hatte ein Glas fallen gelassen oder eine Vase umgestoßen, eine alte Frau jammerte leise. Eine Pfl-

gerin sprach beruhigend auf sie ein. Ich wollte noch warten, bevor ich ging, damit ich auf dem Gang nicht wieder jemandem vom Pflegepersonal begegnete. Beim letzten Mal hatte mich eine Pflegerin gesehen und zur Pflegeleitung geschickt. Die hatte mir gesagt, ich sollte mich für den Besuchsdienst bewerben. Weil das besser wäre, wenn ich offiziell käme.

Ich wartete noch auf eine Antwort, ich würde einen Anruf bekommen, hatte es geheißen, auch ein Vorstellungsgespräch sei noch vorgesehen. Aber ich hatte Herrn Dober versprochen, ihm einen guten Kräutertee mitzubringen, weil ihm der im Speisesaal nicht schmeckte. Ich wusste auch nicht, ob ich zum Besuchsdienst gehören wollte.

Herr Dober nahm zwei Tassen von seiner Anrichte und goss Tee ein. Er begann zu erzählen, dass er oft zu spät aus dem Wald nach Hause gekommen war, weil er mit den anderen Buben ein Fort gebaut hatte. Aus den Ästen von Fichten und Kiefern, die wir gefunden haben und abgebrochen oder zurechtgesägt, sagte er. Die haben wir aneinander gelehnt und zu Wänden verkeilt, um drei Bäume herum. Das war das Fort, das wir verteidigen mussten gegen die Indianer. Eigentlich sollten wir es gegen die Russen verteidigen, hat Georg immer gesagt. Aber der hat immer viel geredet und geglaubt, er weiß alles besser. Die Mädchen haben nicht mitspielen dürfen. Ich schon, obwohl ich der Jüngste war. Davon hat Therese nichts wissen dürfen, die hätte mir das bestimmt verboten.

Ich fragte ihn, warum Therese ihm so viel verbieten durfte, ob seine Mutter dazu gar nichts gesagt hatte.

Die Mutter hat zu viel zu tun gehabt, die hat sich alleine ums Haus kümmern müssen und schon zu viele Sorgen gehabt, deshalb hat Therese auf mich aufpassen müssen.

Er erzählte, dass sie lange an dem Fort gebaut hatten, weil sie nur zwei Messer und eine Säge hatten, die Georg heimlich von zu Hause mitgenommen hatte. Sie hatten sich in

dem Fort verschanzt, und andere hatten von außen mit Pfeil und Bogen angegriffen. Einen hatten sie mit einem Stein an der Schulter getroffen beim Verteidigen des Forts, deshalb durften sie dann nur noch mit Bockerln werfen. Ich wusste nicht, was Bockerln waren. Er sagte, Zapfen eben, große, die so aufgehen, und fächerte seine Hände auf. Er erzählte weiter von den Schlachten um das Fort, und dass sie mehrmals versucht hatten, eine Feuerstelle im Fort zu machen. Mal klang es so, als ob sie nur drei oder vier Buben gewesen wären, die zwischen den Fichtenästen hockten und versuchten, mit ihren Streichhölzern feuchte Zweige anzuzünden, dann wieder hörte es sich so an, als ob ein Dutzend Buben von außen mit Zweigen auf das Fort gezielt hätte, während ebenso viele von drinnen mit Bockerln zurückwarfen.

Die Mädchen waren uns böse, dass wir sie nicht mitspielen haben lassen, sie können auch kämpfen oder im Fort kochen, haben sie gesagt. Aber wir wollten nicht, dass sie dabei sind. Das geht einfach nicht, hat Georg gesagt. Da haben die Mädchen angefangen zu sabotieren, indem sie Zweige herausgezogen haben, wenn niemand von uns da war, oder unsere Bockerlvorräte gestohlen. Die kleine Schwester von Georg war auch dabei, er hat sie verhauen, aber sie hat behauptet, dass sie das nicht war. Also haben wir Wachen aufgestellt, aber wir mussten alle zum Abendessen zu Hause sein, also konnten wir nicht so lange Wache halten.

Er setzte sich wieder an den Tisch, zog seine Teetasse zu sich und fuhr mit dem Zeigefinger den Rand der Tasse nach. Jetzt weiß ich wieder, was ich eigentlich erzählen wollte, sagte er. Die Mädchen haben uns ins Fort geschissen. Georg und ich sind an einem Nachmittag zum Fort gegangen und haben uns schon im Näherkommen gedacht, dass es fürchterlich stinkt. Als wir vor dem Fort gestanden sind, haben wir gemerkt, dass der Geruch von drinnen kommt. Mitten auf den freien Platz

haben sie hingeschissen. Mir ist schlecht geworden, als ich das gesehen habe, Georg hat in der Wut angefangen, die Äste einzureißen. Das Fort haben wir aufgeben müssen, aber die Mädchen durften trotzdem nicht mitspielen.

In großen Schlucken trank er seinen Tee und sah dabei aus dem Fenster oder zu seinen Bildbänden hoch.

Wie viele Buben waren es denn, fragte ich.

Das weiß ich nicht mehr, sagte er, Georg und Fritz und noch ein paar andere. Aber die Mädchen durften trotzdem nicht mitspielen.